

AM ANFANG WAR DER UNTERSCHIED

Historisch gesehen entstehen neue Religionen durch Variation bestehender Traditionen. Genau dies aber wird in religiösen Ursprungserzählungen gerne kaschiert, sagt Religionswissenschaftler Christoph Uehlinger. Von David Werner

Martin Scorseses Film «The Last Temptation of Christ» bürstet die Heilsgeschichte gegen den Strich. Im grossartigen Schlussteil fällt der ans Kreuz genagelte Jesus, gespielt von Willem Dafoe, in Trance und beginnt zu träumen. Der Traum geht so: Ein Engel erscheint Jesus und teilt ihm mit, die göttliche Mission werde vorzeitig abgebrochen. Jesus steigt vom Kreuz und kann nun endlich tun, was er schon immer tun wollte: Er heiratet und gründet eine Schreinerei. Eines Tages kommt zufällig der Apostel Paulus predigend an der Werkstatt vorbei. Er verkündet überall die frohe Botschaft von Tod und Auferstehung Christi. Jesus, begreiflicherweise konsterniert, klärt ihn über die wahre Sachlage auf. Paulus aber lässt sich davon nicht beirren. Was genau Jesus auf Golgatha tatsächlich erlebte, fällt für ihn nicht ins Gewicht. Paulus interessiert die Hoffnungen und Erwartungen, welche die Menschen an eine christliche Heilsgeschichte knüpfen. Und diese hat ihren Triumphzug um die Welt längst begonnen.

GOTT FÜHRT DIE REGIE

Die Filmszene entfaltet ein Gedankenspiel. Sie wirft zwei Fragen auf, die sich auf merkwürdige Weise überkreuzen. Die eine lautet: Ist es überhaupt nötig, dass ein realer Akteur ein Martyrium auf sich nimmt, um eine Religion zu begründen – wo es doch offenkundig genügen würde, eine Erzählung darüber in Umlauf zu bringen? Und die zweite: Hätte das Leiden Jesu überhaupt irgendwelche Konsequenzen für die Menschheit gehabt, wenn darüber von Paulus und den Evangelisten nicht in heilsgeschichtlich-mythologischer Überhöhung berichtet worden wäre? Ein religiöser Schlüsselmoment wird hier zugleich aus heilsgeschichtlicher und (fiktional-)historischer Perspektive betrachtet. Zwei Sichtweisen, die im Clinch miteinander liegen.

«Religionen», sagt Religionswissenschaftler Christoph Uehlinger, «haben zu ihrer eigenen Entstehungsgeschichte oft ein ambivalentes Verhältnis.» Sofern sie eine absolute Wahrheit für sich beanspruchen, stellen sie ihren eigenen Ursprung gerne als Geschehen höherer Offenbarung oder Erkenntnis dar, als Eintritt der Wahrheit in die Welt. Dabei bedienen sie sich einer Rhetorik des Notwendigen, des Unbedingten. Emblematische Ereignisse erscheinen von langer Hand geplant, Gott führt die Regie. Die Leistung dieser Sichtweise ist, dass sie sich gegen Einwände immunisiert, dass alles auch ganz anders hätte kommen können.

Die historische Sichtweise dagegen betont gerade die Kontingenzen. Sie fragt nach Bedingtheiten, traditions- und sozialgeschichtlichen Pfadabhängigkeiten, interreligiösen

mit jüdischen und christlichen Gemeinden und Gruppen zu kooperieren, beispielsweise warb er intensiv um die jüdische Gemeinde von Medina. Als diese ihn nicht als Propheten anerkennen wollte, reagierte Mohammed selbstbewusst und betete fortan nicht mehr in Richtung Jerusalem, sondern in Richtung Mekka. «So funktioniert Symbolpolitik», sagt Uehlinger. «Ein distinktives Element wird eingeführt, weitere solcher Elemente folgen, und mit der Zeit formt sich daraus eine separate, eigene religiöse Identität.»

JÜDISCHE REFORMER WERDEN ZU CHRISTEN

Auch die Entstehung des Christentums lässt sich als Ausdifferenzierungsprozess beschreiben: «Neutestamentler», so Uehlinger, «können inzwischen recht genau rekonstruieren, wie sich das Christentum unter den Bedingungen des pluralen Judentums als eine von vielen jüdischen Reformbewegungen langsam verselbständigte.» Jesus selbst zielte mit seinen

«Das Christentum hat sich als Reformbewegung des Judentums langsam verselbständigt.» Christoph Uehlinger, Religionswissenschaftler

Verflechtungen. Sie nimmt ins Visier, was die heiligen Schriften selbst mit gutem Grund im Hintergrund halten: dass sich religiöse Überzeugungen und Bekenntnisse in Ausdifferenzierungsprozessen herausbilden, in Abgrenzung zu vorausliegenden Traditionen und alternativen Sichtweisen. «In historischer Sicht», so Uehlinger, «steht am Anfang jeder Religion die Abweichung von einer andern.»

Betrachtet man in dieser Perspektive zum Beispiel die Entstehung des Islams, so fällt auf, wie stark die historische Person Mohammed durch Kenntnisse der jüdischen und christlichen Religion geprägt war. Der Koran setzt sich – verstehend, missverstehend, umdeutend – unentwegt mit biblischen Überlieferungen auseinander. Mohammed hatte anfänglich im Sinn,

Anliegen noch kaum über die jüdische Religions- und Volksgemeinschaft hinaus. Erst als sich abzeichnete, dass die nach Jesu Tod entstandene messianische Bewegung sich innerhalb des Judentums nicht oder nur schwer durchsetzen würde, begann man, durch Einbezug nicht jüdischer «Heiden» die Bewegung zu stärken. In den Schriften wird dieser Prozess aufwändig legitimiert und gerechtfertigt.

Viele Spuren im Neuen Testament deuten indirekt auf die Anfänge des Christentums als innerjüdische Bewegung hin. Zum Beispiel berichten alle vier Evangelien davon, wie Jesus von Johannes dem Täufer im Jordan getauft wird. Johannes war ein jüdischer Umkehrprediger, auch er ein Reformier. Warum, kann man sich fragen, hatte Jesus als «Sohn Gottes» eine



IDOL, Beycesultan-Typus,
WESTANATOLISCH, 1. HÄLFTE 3. JAHRTAUSEND V. CHR.



SCHREITENDER IBIS, Detail, Kopf, Füße und Schwanzteil aus Bronze, Körper aus Holz mit Stucküberzug,
ÄGYPTISCHE SPÄTZEIT, NACH 400 V. CHR.

Umkehrtaufe nötig? Historisch betrachtet ist wahrscheinlich, dass die Bewegung des Johannes einen Einfluss auf Jesus und seine Sympathisanten hatte, womöglich gar Jesus als Schüler aus ihr hervorging. Die biblische Darstellung löscht die Erinnerung an diese historische Pfadabhängigkeit nicht, kehrt aber die Gewichte um: Johannes ordnet sich hier ausdrücklich Jesus unter und insistiert, dass er nur ein Vorgänger Christi sei. Die biblischen Erzählungen motivieren die Handlung also von ihrem Ende her – sie stellen sie so dar, als hätte die christliche Interpretation, wonach Jesus der bedeutendere der beiden Reformer sei, schon in der damaligen Gegenwart festgestanden.

Warum aber nehmen Religionen in ihren heiligen Schriften überhaupt Motive und Geschichten auf, die auf Zeiten vor ihrer Verselbständigung verweisen? Warum enthält etwa die christliche Bibel ein Altes und nicht nur das Neue Testament? Warum greift die Hebräische Bibel weit zurück und berichtet über Figuren wie den Archenbauer Noah, den Patriarchen Abraham oder den Traumdeuter Jakob – über Ahnen also, die dem mosaischen Sonderweg weit vorausgehen? Wäre es nicht einleuchtender, die jüdische Überlieferung mit Moses als «Religionsbegründer» einsetzen zu lassen, mit dem Auszug der Israeliten aus Ägypten und dem am Sinai geschlossenen Bund?

AUFGREIFEN, UMKNETEN, NEU INTERPRETIEREN

«Religionsgründungen beginnen oft als Reformen», sagt Uehlinger. Sie schliessen an Traditionenbestände an, indem sie sie neu interpretieren. Alle erfolgreichen Religionen haben ältere Überlieferungen aufgegriffen, umgeknetet, neu interpretiert und sich zu eigen gemacht. Religiöse Neuerungsabsichten sind aber auch immer einem Beliebigkeits- oder Ketzereiverdacht ausgesetzt. Durch eine Rhetorik des Wiederanknüpfens an Ursprünge lässt sich diesem Verdacht effektiv begegnen. Die lutherische Reformation ist ein Beispiel für eine gelungene Anwendung dieses Kunstgriffs: Unter dem Motto «Sola scriptura» legitimiert sie sich als programmatische Wiederanknüpfung an die ursprüngliche Lehre und frühchristliche Ideale.

Auch der Koran greift vielfach auf alttestamentarische Motive zurück. Abraham zum

Beispiel gilt hier als vorbildlicher monotheistischer Gottsucher (Hanif). Mohammed anerkennt auch die Authentizität der jüdischen Propheten, wobei er freilich zu bedenken gibt, dass sie vom Christentum und Judentum verfälschend interpretiert worden seien. Der Koran trägt, wie die christliche Bibel, ältere religiöse Wissensbestände weiter. Er unterscheidet sich aber darin, wie er dies tut: Während die Bibel auf enzyklopädische Weise Schriften verschiedener Epochen akkumuliert, schmilzt der Koran die Überlieferungen in ein komplett neues Korpus in einheitlicher Sprache ein. Der Koran dispensiert die Gläubigen von der Lektüre früherer Überlieferungen. Er erhebt den Anspruch, selbst die Essenz der jüdisch-christlichen Schriften zu enthalten.

Auch in einigen frühchristlichen Strömungen wurde mitunter die Meinung vertreten, die Überlieferung des Alten Testaments sei verzichtbar. Diese Haltung konnte sich aber nicht durchsetzen. Das wichtigste Gegenargument lag im Hinweis darauf, dass die neutestamentlichen Schriften selbst wiederholt auf das Alte Testament Bezug nehmen, das deshalb schliesslich in den Korpus der Bibel aufgenommen wurde. Als notwendige Folge musste jedoch

«Die Lancierung des Korans war ein medien- und kulturpolitischer Coup.» Christoph Uehlinger, Religionswissenschaftler

das Verhältnis von Altem und Neuem fortlaufend reflektiert werden: ein wichtiges Motiv für die Herausbildung einer Kultur gelehrter Interpretation, welche das Christentum auch für Intellektuelle interessant machte.

KORAN EROBERT DEUTUNGSHOHEIT

Christoph Uehlinger erklärt die unterschiedliche Gestalt von Bibel und Koran damit, dass die Entstehungsbedingungen jeweils andere waren. Der Islam entwickelte sich im Vergleich zum Christentum aus einer weit schwächer alphabetisierten Gesellschaft heraus. Die arabischen Eliten hatten kaum Zugriff auf Bibliotheken und wenig Möglichkeiten zur Pflege komplexer Überlieferungen. Eine neue Offenbarung in arabischer Sprache bot da

bessere Dienste als eine komplexe, polyglotte Enzyklopädie.

Der arabische Raum lag im 7. Jahrhundert an der Peripherie der grossen Reiche der Byzantiner und Sassaniden. Der Handel bot einen Nährboden intensiver Kommunikation, umso deutlicher aber war das zivilisatorische Gefälle zu spüren. Gebildeten Arabern dürfte die relative Rückständigkeit der eigenen Schriftkultur schmerzlich bewusst gewesen sein. Schrift hatte ein enormes Prestige, Wahrheit schien wesentlich an Schrift gebunden. «In dieser Situation», sagt Uehlinger, «war die Lancierung einer eigenen Offenbarungsschrift ein medien- und kulturpolitischer Coup.» Der Koran war die arabische Antwort auf Thora und Evangelium, er war ein herausforderndes Statement an die Adresse der kulturellen Vormacht Byzanz; ein Statement, das im arabischen Raum gewaltige Energien zu mobilisieren vermochte. Statt sich mühselig an die Standards einer fremden, aber dominanten Schriftkultur heranzuarbeiten, traten die Anhänger Mohammeds selbstbewusst aus deren Schatten heraus und eroberten handstreichartig die Deutungshoheit darüber, was als «wahr» zu gelten hatte.

Besonders bemerkenswert an der Entstehungsgeschichte des Islams findet Christoph Uehlinger, dass hier eine periphere Kulturgemeinschaft sich zutraute, den dominierenden Religionen eine eigene Offenbarungsschrift entgegenzusetzen, ja diese noch zu überbieten. «Der Vorgang», sagt er, «erinnert aus heutiger Perspektive an einen postkolonialen Selbstermächtigungsakt.» So gesehen ist der Koran nicht nur als eine mit Bibel und Thora konkurrierende Offenbarungsschrift zu verstehen, sondern auch als ein überaus wirksames Medium kultureller Emanzipation.

KONTAKT christoph.uehlinger@access.uzh.ch